

# Die Wir-Qualität

WIE DU MIR, SO ICH DIR

*(Alte Volksweisheit)*

Ich oder Wir? Ein alter Widerspruch muss sich auflösen,  
damit die neuen Zeiten gedacht werden können.  
Jeder stirbt für sich allein – das Leben braucht Beziehungen.  
Deutschland auf dem Weg vom Patienten zum Partner.

Text: Wolf Lotter Collage: Sperling

## 1. KALTBLÜTIG

Was ist eigentlich eine vorbildliche Beziehung? Um diese Frage zu beantworten, sollte man sich zunächst nicht in die Irrungen der eigenen sozialen Umgebung begeben. Ein paar Stufen drüber tun es auch. Wie wäre es zum Beispiel mit einer großen Männerfreundschaft aus den neunziger Jahren, zwei wie Pech und Schwefel, ein Vorbild für eine ganze Managergeneration?

Vor zehn Jahren waren die beiden unzertrennlich, wie Plisch und Plum, nur nicht so heiter. Sie lächelten selten. Meist redete der eine von ihnen eindringlich, langsam, mit starrem Blick und hoher Stimme, umflort von einem seltsamen Lächeln, das Außenstehenden eine dubiose Mission verriet, während der andere ihn abwechselnd in ernster Trauer ansah oder einen fernen Punkt, irgendwo oben im Raum, fixierte.

Das war eigenartig, wenngleich beeindruckend. Denn längst war das Zeitalter des Einzelnen angebrochen, des mal fröhlich, mal verbindlich, mal burschikosen Managers. Hier waren keine Freunde am Tisch, keine Seilschaften am Werk, keine Kumpels zugegangen, nicht mal gute Kollegen. Ferdinand Piëch und José Ignacio Lopez de Arriortua waren Alliierte bei der Volkswagen AG.

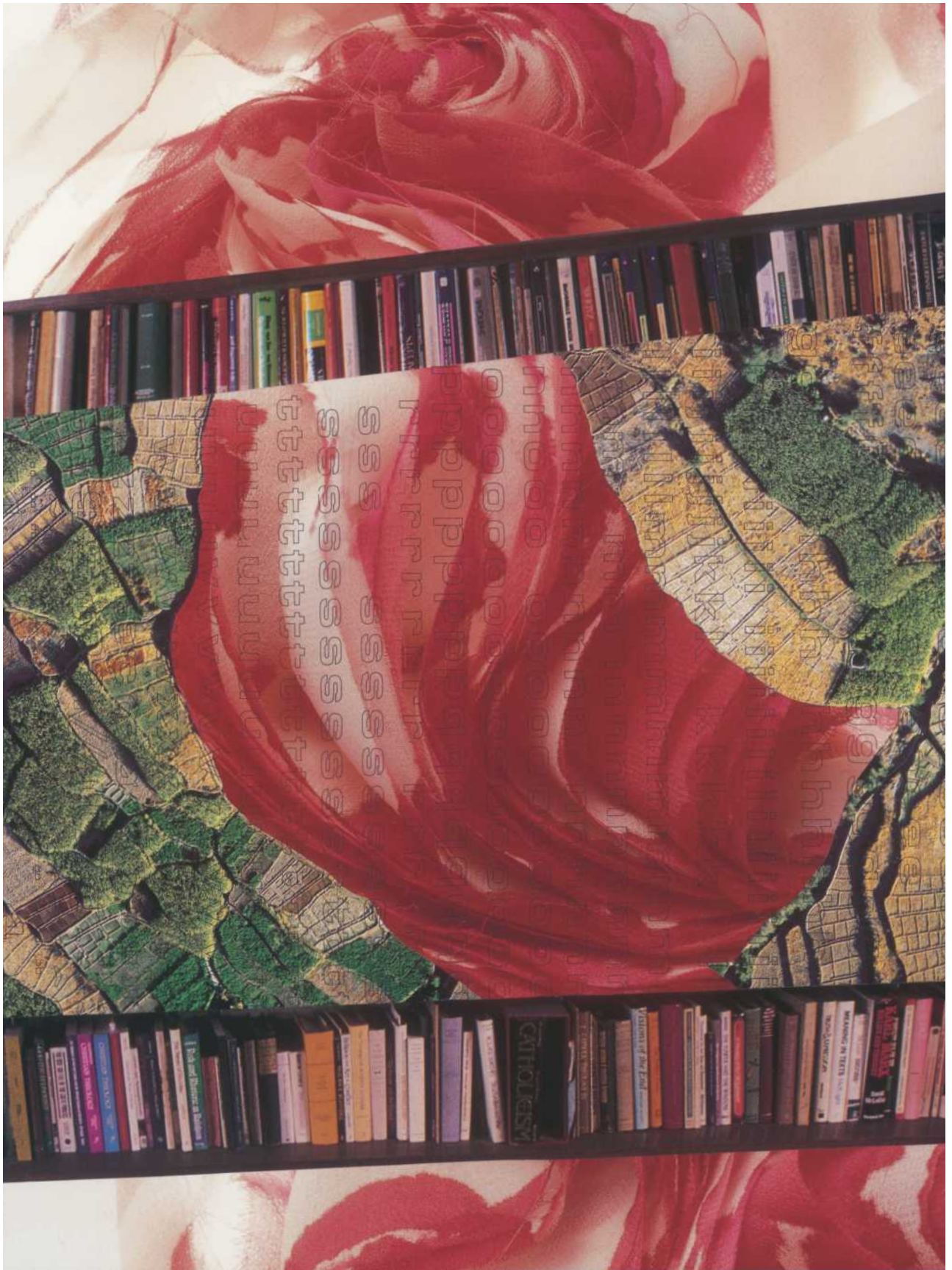
Das Scheitern der Beziehung ist bekannt. Doch der Einfluss der beiden auf die aktuelle Managergeneration ist größer, als

wir glauben. Denn die beiden Partner des gescheiterten Autokrieges legten, in einer Welt, die bereits das Einzelkämpfertum zum höchsten Wert erklärt hatte, noch eins drauf: Zwei Egoisten sind erfolgreicher als ein Egoist. Wenn der Zweck der Übung die Herrschaft ist, dann stimmt das auch – es stimmte schon immer.

Wenn bei den alten Römern von der Societas, der Gemeinschaft, die Rede war, dann meinten die Lateiner, das hat Hannah Arendt in ihrer Vita activa geschrieben, ein „Bündnis, in das Menschen miteinander für einen bestimmten Zweck traten, zum Beispiel um sich die Herrschaft über andere anzueignen oder auch nur um ein Verbrechen zu begehen“.

Das ist die Schweißnaht der Partnerschaft – auch das. Die Mafia, die Cosa Nostra, das Syndikat, aber auch Parteien, Gewerkschaften, Verbände – sie alle bedienen sich der Gemeinschaftsidee, der Societas, um Herrschaft über andere zu erlangen, und einige auch, wir wissen es, um die Möglichkeiten der erlangten Macht auszuschöpfen, also Verbrechen zu begehen.

Wer heute nach neuen Partnerschaften fragt, die die alten Seilschaften ersetzen sollen, die in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nicht mehr zu Stande bringen, als sich mühsam und unter >



Lügen über Wasser zu halten, kommt an der Societas nicht vorbei. Als Mahnung, wie man Partnerschaft verstehen kann. Denn: Piëch und Lopez, das waren zwei Ichs, kein Wir.

Piëch und Lopez waren ein seltsames Paar, gewiss, aber sie passten hervorragend in die Zeiten, in denen sie kurz und heftig regierten.

Schon Ende der siebziger Jahre war klar geworden, dass sich die alten Industriestaaten in einer grundlegenden Krise befanden. In den meisten europäischen Ländern stieg die Arbeitslosigkeit kontinuierlich an. Solidarität nützte nichts mehr, zumal sie seit vielen Jahren nicht mehr gelebt werden musste.

Dafür sorgte der Umverteilungsstaat. Und dem gelang es, aus einer pragmatischen Gemeinschaft eine Vielzahl von bezugsberechtigten Einzelnen zu machen – Individuen wäre übertrieben. Denn nach geraumer Zeit wurden die aus dem staatlichen Füllhorn ausgeschütteten Wohltaten nicht mehr als Produkt gemeinsamer Anstrengungen verstanden, sondern schlicht als Recht – das Naturrecht des Sozialstaatsbewohners. All das geschah mit einem unbestimmten Unwohlsein.

Die Young Urban Professionals – junge, in Städten beheimatete Profis, für sich genommen nichts Unangenehmes, zusammen aber das Synonym eines weltfremden Egoismus – setzten sich als Leitbild durch, wo die bis dahin bekannte Gemeinschaft sich Stück für Stück zurückzog. Denn der alte Staat, das alte System kooperierte nicht mehr: nicht mit den Jungen, die keine Arbeit mehr fanden, auch nicht mit den Alten, denen der Verlust sozialer Bindungen durch regelmäßige Rentenerhöhungen erleichtert worden war. In der Mitte der Gesellschaft verharrt seither eine verängstigte Masse, die keinen Blick zurück und erst recht keinen nach vorne wagt. Keine Bewegung, wer kooperiert, verliert – jeder ist sich selbst der Nächste. Nimm.

## 2. SCHWARZMARKT DER BEZIEHUNGEN

In einer kurzen Periode, nach Ende des Zweiten Weltkriegs, war das anders gewesen, aber das war Schattenwirtschaft, außer Konkurrenz sozusagen und gerade deshalb so erfolgreich. Im Schleichhandel baute jeder zu jedem Beziehungen auf, tauschte Saccharin gegen Zigaretten, Kaffee gegen Maschinenbauteile, Maschinenbauteile gegen Benzin, Kenntnisse gegen Waren, Beziehungen gegen Beziehungen. Es gab kaum jemanden, der nicht handelte – im wirtschaftlichen und persönlichen Sinn. In allen Dörfern und Städten des Landes war Adam Smiths Bäcker allgegenwärtig: Einer, der sein Brot aus Gewinnstreben, aus Eigennutz bäckt, der aber weiß, dass daraus nichts wird, wenn es nicht denen, die sein Brot kaufen, dadurch gut geht.

Es war dies ein grundlegender, ursprünglicher Markt, der Chancen bot, aus dem wenigen Vorhandenen etwas Neues zu schaffen.

Aus dem Milieu der unternehmerischen Alltagsbeziehungen, die in den Notzeiten, den Jahren des Schwarzmarktes entstanden

waren, fand auch die deutsche Politik nach dem Krieg ihren Wiederanfang. Konrad Adenauer und Ludwig Erhard waren Meister der persönlichen Integration, der sozialen Beziehung, die in der Politik fortsetzten, was auf dem Schwarzmarkt begonnen hatte.

Das Gemeinsame und das Persönliche waren durch den Pragmatismus des Handels verbunden – und es ist heute kaum vorstellbar, was die Söhne der vorletzten Politikergeneration, die in diesem Biotop aufwuchsen, über diese Zeiten und Jahre erzählen. Der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt berichtete vor kurzem über sein Verhältnis zu seinem Langzeitkonkurrenten Franz Josef Strauß. Wenn sich die beiden trafen, dann grüßte Strauß Schmidt mit „Na, Sie altes Schlitzohr“, und Schmidt grüßte lächelnd zurück: „Na, Sie alter Gauner.“ Dann, erzählt Schmidt, „saßen wir zusammen, redeten, und es war immer fair“.

Wo zwei miteinander nicht streiten, sondern eine Lösung erzielen wollen, müssen sie einen Kompromiss suchen. Doch der findet sich nicht, wo Misstrauen herrscht. Und Glaubwürdigkeit, Menschlichkeit oder kurz und gut: Beziehungsfähigkeit außen vor bleibt.

Die ist die Basis guter Geschäfte.

Zehntausende Mittelständler und Kleinunternehmer wissen das. Doch in den Zeiten, in denen das alte System aus den Fugen zu geraten begann, was bis heute andauert, verlor sich die Normalität einer guten Konkurrenz, die sich von einer guten Beziehung leicht schultern lässt.

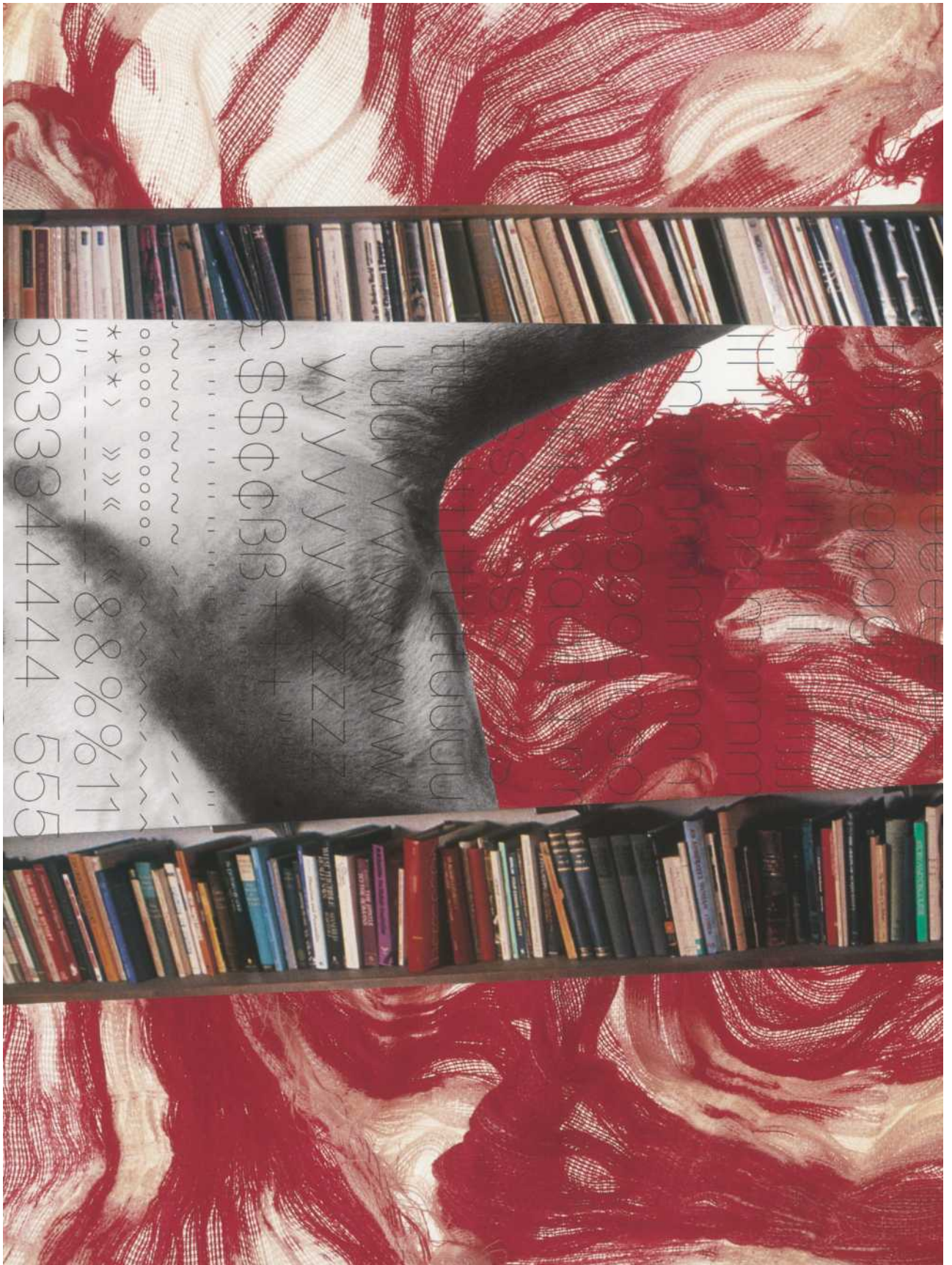
Im Großen und Ganzen begann die Welt, kälter zu werden.

## 3. DIE ICHS, DIE WIRS

Zu dem Zeitpunkt, an dem der kalte Luftzug aus Piëch und Lopez für einen Augenblick die Geschichte durchwehte, war das Prinzip Beziehung in Deutschland zu einem seltsamen Unwort geworden. Längst wurden private Beziehungen öffentlich diskutiert, bis hin zu den unsäglichen Mittags-Talkshows, bei denen hilflose Menschen von einem böartigen Moderator einem voyeuristischen Publikum vorgeführt werden und ihre intimsten Geheimnisse preisgeben, weil sie mit dem, was man Mediengesellschaft nennt, nicht umgehen können.

Überall tauchten – bis heute – beziehungsgestörte Beziehungstheoretiker auf. Man begann sich, ohne einander zu kennen, nach zwei, drei Gesprächen zu duzen oder, nach dem Vorbild der Münchner Schickeria, sich nach kurzer Bekanntschaft Bussis zuzuwerfen. Mittlerweile ist eine Volksbewegung daraus geworden. Je weniger Beziehungen auf der Grundlage von Fairness und Vertrauen, klaren Abmachungen und Zielen stattfinden, desto mehr wird darüber geredet. „Wenn dir jemand zehnmal am Tag sagt: Ich liebe dich, dann ist was faul“, wusste die Hollywood-Diva und ausgewiesene Beziehungsexpertin Mae West.

Die Partnerschaft der hohlen Worte war an einen seltsamen Ego-Kodex im Job gebunden. >



Was der so genannten Professionalität diene, war erlaubt. Aber Gefühle spielten keine Rolle. Das Wort Gefühl stand nur mehr als Ersatz für schlechtes Gewissen. Und das musste man auf dem Weg zu höheren Quoten, billigeren Ersatzteilen und steigenden Renditen nicht haben. Schon vorher war der Hang zur Partnerschaft, dem aktiven, verantwortungsvollen Handeln auf Gegenseitigkeit, nicht die Stärke der Deutschen, wie Meinhard Miegel, Direktor des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft in Bonn und Autor des klarsichtigen Buches „Die deformierte Gesellschaft“, weiß: „Die Deutschen sind unpolitisch, und das heißt auch: Sie kooperieren nicht gerne. Als Individuen kümmern wir uns fast nicht um das Ganze – wir sind gut und engagiert, wenn es um unseren Bereich geht, ob Handwerker, Künstler, Unternehmer, das klappt alles wunderbar – nur wenn es ums Ganze geht, dann wird hier zu Lande sehr konsequent delegiert. Wenn sich dann jemand aufschwingt und sagt: Ich mach das, dann sind sie ganz dankbar. Man ist Untertan, lässt die Herren machen und ist an weiterer Zusammenarbeit nicht interessiert.“

Eine Mangelkrankung, die im Lauf der Geschichte immer wieder für größere Probleme sorgte – und keineswegs überwunden ist. Sicher: Die alte Industriegesellschaft war in ihren Anfängen und zu ihren Höhepunkten höchst kooperativ. Ihr Erfolg ist nur durch einen Gesellschaftsvertrag erklärlich, der Partnerschaft und sein Merkmal, Teilhabe, in den Vordergrund stellte. Das galt nicht nur für den sozialen und politischen Bereich, in dem klar wurde, dass ein stark wachsendes System möglichst viele gleichberechtigte Partner braucht, um zu existieren.

Auch die Maschinen und Werkzeuge dieser Zeit waren nicht das Resultat von Einzelkämpfertum: Um Fabriken, Dampfmaschinen und Eisenbahnen zum Laufen zu bringen, waren die Ideen eines James Watt, Robert Stevenson oder der Siemens-Brüder alleine nicht genug. Allianzen und Partnerschaften zwischen den neuen Nationen wurden im 19. Jahrhundert zum Regelfall. In den kooperierenden Bündnissen entwickelten sich Wissenschaften, allen voran die Physik und Chemie, zu partnerschaftlichen Disziplinen. Nicht nur die hohe Komplexität der Materie verbat zusehends Alleingänge, auch auf dem grundlegenden Weg der kritischen Auseinandersetzung, die nur in einem Klima des Respekts und des Vertrauens möglich ist, waren zum Mittel der Wahl geworden: Zusammenarbeit, Solidarität, Gemeinschaft.

Doch die guten Ergebnisse der Partnerschaft führten zu Begrenzlichkeiten, und bald sorgten nicht mehr alle Teile einer bislang funktionierenden Beziehung im gleichen Maße für das Wohl aller Partner. Es langte nicht mehr für alle. Nicht für die nächste Generation. Nicht mehr für alle in dieser Generation.

Aber für einige. Die Ichs.

Für Oswald Metzger, bis zum Vorjahr Haushaltssprecher von Bündnis 90/Die Grünen und mittlerweile couragierter Kronzeuge gegen den staatstragenden Egoismus, ist das Wiederbeleben des

Partnerschaftsbegriffs eines der wichtigsten politischen Ziele: „Der Individualisierungstrend, dem alle gehuldigt haben in den letzten Jahrzehnten, wird geknackt werden – es geht gar nicht anders. Immer mehr Egos brauchen immer mehr Wachstum, das ist völlig klar, und sie brauchen immer mehr Kohle. Das wird immer brutaler, sinnloser und gemeinschaftsgefährdender.“ Er zieht eine traurige Bilanz seiner Generation: „Es ist doch höchst eigenartig, dass die in Wohngemeinschaften groß gewordene Elite, die heute regiert, es nicht zu Stande bringt, irgendetwas an Gemeinsinn zu vermitteln, und sei es nur, Ältere mit Jungen zusammenzubringen.“

#### 4. BEZIEHUNGSZONEN

Wie die Verhältnisse sind, nicht erst seit gestern, weiß im Grunde genommen das ganze Land. Vor allem der Teil, der vor 13 Jahren das lang ersehnte Angebot bekam, nicht mehr bloß feindlicher Nachbar, sondern Partner zu werden: die Bürger der ehemaligen DDR.

Was da freilich aufeinander traf, hatte ganz unterschiedliche Temperaturen und Vorstellungen einer guten Beziehung: Da die Bundesrepublik. Nach zehnjährigem Stillstand deutlich abgekühlt. Dort die DDR. Wirtschaftlich und politisch eine Katastrophe. Sozial hingegen der Bundesrepublik weit überlegen.

Im Westen genossen zu dieser Zeit die Yuppies gesellschaftliche Leitbildfunktion. Wer an der Börse, an und für sich, Gewinne machte, alte Unternehmen ohne Rücksicht auf Verluste liquidierte und blaue Briefe verteilte, war zwar unbeliebt, aber erfolgreich. So war es nur konsequent, dass Ferdinand Piëch und José Ignacio Lopez dieses Prinzip in stiller Bewunderung auch in die alte Autoindustrie holten. Krieg. Jeder gegen jeden. Hoppla. Die Wiedervereinigung.

Mit großen Worten hat das nichts zu tun: Was half es, dass Helmut Kohl jahrelang das Gemeinsame zwischen West und Ost, zwischen alten und neuen Bundesländern beschwor, wenn die Realität bereits eine andere geworden war. In der DDR lebten Bürger, die gerade wegen eines alles kontrollierenden Regimes ihre Freiräume mit Bedacht wählen mussten. In einem Land, in dem es praktisch unmöglich war, einen Rasenmäher zu kaufen, mussten Kinderwagen mit Benzinmotoren und allerlei Bastelkniffen dazu umgebaut werden. Wer einen Klempner, einen Schreiner, einen Maurer brauchte, musste Teil eines Beziehungsnetzes sein, aus dem die Fachleute kamen, die man gerade benötigte. Umgekehrt musste man, weil das eigene Geld kaum als Gegenleistung für das Gebotene akzeptiert wurde, mit Eigenarbeit zurückzahlen, was man erhalten hatte. Das in Kleingärten gezogene Gemüse trug bis zu einem Drittel zur Grundversorgung mit Lebensmitteln bei. Typischerweise fanden sich in der DDR in jeder Eckkneipe illegale, aber geduldete Tauschbörsen: für Arbeitskraft, Material und Wissen. Wer den Luxus eines Telefons hatte, war

gleichzeitig Teil eines landesweiten Maklersystems, das zur Beschaffung dessen, was der müde Staatsmarkt nicht bieten konnte, genutzt wurde.

Im Grunde genommen funktionierte die reale Wirtschaft der DDR, die mit der Staatswirtschaft wenig zu schaffen hatte, wie eine Genossenschaft, deren Mitglieder aus nahezu allen Bürgern bestanden, die eine Notlage durch partnerschaftliches Teilen ihrer Ressourcen und Möglichkeiten zu überwinden versuchten. Das hatte mehr als 100 Jahre vor der Gründung der DDR schon ganz gut in der von der aufsteigenden Industrie bedrohten deutschen Landwirtschaft funktioniert, als Friedrich Wilhelm Raiffeisen und Hermann Schulze Delitzsch die simple, aber richtungweisende Idee der Genossenschaften entwickelten. Auch sie stießen einst auf harten Widerstand der Machthaber – wer neue Beziehungen stiftet, bekommt es mit dem Alten zu tun.

Anfang der neunziger Jahre war das Soziale, das Partnerschaftliche, der Gemeinsinn im Westen längst auf der Flucht, während den ehemaligen DDR-Bürgern nichts weiter geblieben war als der Zusammenhalt untereinander.

Konsequenterweise zeigten die Wessis, enttäuscht über den langsamen, aber unaufhaltsamen Zusammenbruch ihrer alten Sozialgemeinschaft, den Ossis zuallererst mal, was ihnen Kooperation und Partnerschaft wert ist: nicht sehr viel. Dass alle sozialen, industriellen, technischen und kommunalen Einrichtungen der nun neue Bundesländer genannten DDR für untauglich erklärt, ihre Bürger von hunderttausenden Glücksrittern überfallen und systematisch aufs Kreuz gelegt wurden, ist eine Sache.

Das Rückgrat brach man ihnen mit etwas anderem: Alles und jedes, was sie sich unter harten Bedingungen aufgebaut und gemeinschaftlich improvisiert hatten, wurde – im Vergleich zu westlichen Gütern und Dienstleistungen – der Lächerlichkeit preisgegeben. Es taugte nicht. Es durfte nicht taugen, auch weil sich damit das neue westliche Selbstbild – Ego schlägt Gemeinsinn – selbst absurd gemacht hätte. So geschah von 1989 an in den neuen Bundesländern nicht etwa eine Wiedervereinigung, sondern ein Feldzug des Egoismus.

## 5. NETZE

Während also die Westdeutschen darangingen, den Sinn von weniger ist mehr – Ich ist besser als Wir – mit Nachdruck und, wie wir heute sehen, breitem Erfolg zu verbreiten, ruckelte es auf einem Nebenschauplatz der westlichen Gemeinschaft. Dort hatten junge Techniker und Kaufleute endlich einen Weg gefunden, ihren einzelgängerischen Autismus abzulegen und im Großen und Ganzen zu denken: das Internet. Da gingen plötzlich junge Eliten her und redeten von Netzdemokratie, dem Aufbrechen von Herrschaftswissen, dem Vernetzen von jedem mit jedem, kurz und gut: einem allumfassenden neuen Kollektivismus. In den

gemeinsinnigen USA fiel das nicht weiter auf: Denn dort wird nahezu jede neue Technik und Methode auf ihren Nutzen für die Bürger abgefragt. Hier zu Lande mutete das Gemeinsinngerede, die Sache mit den Communities, seltsam an: Weil kaum jemand gewohnt war, seine Dinge mit anderen abzustimmen und öffentliche Debatten nicht nur in monotoner Selbstreflektion zu führen, blieben die Foren hier meist stumm, triefen vor seltsamer Moral oder wurden zum Treffpunkt frisch verkabelter Besserwisser.

Die zarten Ansätze neuen Gemeinsinns wurden durch die Gier einiger Egoisten, die im Verbund mit alten Bankdirektoren und Konzernvorständen in der New Economy bald das Sagen hatten, vernichtet. Die mithin schlimmste Erfahrung derer, die das erlebt haben, ist der rapide Verfall einer ursprünglich partnerschaftlichen Kultur zu Gunsten persönlicher Bereicherung.

Doch Pragmatismus – die Tatsache, dass Netzwerke in der Welt sind und funktionieren – ändert die Verhältnisse. Wer am und mit dem Netzwerk arbeitet, empfindet die alte industrielle Einteilung in einen 8-Stunden-Tag und eine 5-Tage-Woche bestenfalls als lächerlich. Natürlich verschmelzen Arbeit und Freizeit durch neue Medien – doch schlecht ist das nur für die Hüter der alten Ordnung. Das Netzwerk verlangt äußerst bewussten Umgang: Networker sind selbst dafür verantwortlich, wann sie arbeiten oder sich eine Pause gönnen. Das klingt banal, ist aber in Sachen Selbstbestimmung ein ungeheurer Durchbruch. Die Verschmelzung von Arbeit und Freizeit gilt den Bewahmern der Industrieordnung als unsozialer Gräuel – sie ist aber das Gegenteil. Die strikte Trennung von Beruflichem und Privaten ist eine Doktrin, die es schwieriger macht, im Arbeitsumfeld Beziehungen einzugehen.

Persönliche Freundschaften am Arbeitsplatz kosten Zeit – zur Beziehungspflege. Und machen Ärger, nämlich all jenen, die effizient und reibungsfrei führen wollen. Der Egoismus der achtziger Jahre ließ sich vortrefflich mit dem alten Prinzip vereinbaren: Dienst ist Dienst, Schnaps ist Schnaps, und wem gekündigt wurde, hatte schlicht Pech. Kein Wunder, dass Mobbing seit den achtziger Jahren zu einem Dauerthema der innerbetrieblichen Sozialabläufe wurde. Die alten Strukturen boten, wenn überhaupt, nur das beruhigende Geschwätz von Personalführungs-Gurus. Doch mit dem Internet wuchs das Netzwerk, das nicht nur technisch und sozial auf Partnerschaften angewiesen ist: Netzwerke sind Partnerschaften.

Genau hier wird die Sache für die alten Seilschaften richtig unangenehm.

Denn Beziehungen sind eben nie ganz risikoarm und nebenwirkungsfrei. Wer mit Freunden arbeitet, muss auch ihre Launen anders ertragen als in einem künstlich errichteten Betriebsgebilde, in dem die Tarnung der eigenen Befindlichkeiten oberstes Gebot ist.

Beziehungen sind nicht kalkulierbar. >

Genau das macht sie in den Augen der beziehungsgestörten Machthaber so unausstehlich: Der seit Jahrzehnten bestehende Trend zur Säkularisierung von Wirtschaft und Gesellschaft hat auch mit tiefen persönlichen Enttäuschungen zu tun. Wo eine Beziehung existiert, kann auch Vertrauen gebrochen werden – ein Risiko, dem sich eine wohlhabende Gesellschaft immer weniger zu stellen bereit ist. Doch Veränderungen sind immer riskant. Die Angst davor stand den Piëchs und Lopez' ebenso ins Gesicht geschrieben wie dem durch jahrelange Parteikämpfe zermürbten Joschka Fischer. Und was meint Gerhard Schröder damit, wenn er sagt, dass ab einer bestimmten Spielklasse Mitleid keine Rolle mehr spielen darf?

Sie meinen, gekränkt, es geht auch anders. Allein. Irgendwie.

## 6. DIE WIR-QUALITÄT

Dann kommt es nur noch drauf an, ob die Beziehungs-Gestörten aus ihrer selbst verordneten Isolierhaft gerissen werden. Bei jenen, die auf hohe Abfindung und Politikerrente hoffen dürfen, ist das wohl vergeblich – bei anderen, die das System ausspuckt, ist alles drin. Denn Praxis braucht Partnerschaft, und daraus wird möglicherweise sogar ein eigenes Geschäft.

Wie bei Karl Niemann. Kurz nach der Wende wurde der aus Dresden stammende Ingenieur arbeitslos. Dann gründete er ein heute in Essen erfolgreiches Projekt. Dabei werden arbeitslose Akademiker zu Partner-Gruppen zusammengestellt, die sich potenziellen Arbeitgebern anbieten. Das gibt ein Gefühl der Stärke und scheint auch erfolgreicher zu sein als die Maßnahmen vom Arbeitsamt: Ein Drittel der Partner-Gruppen von Allpha.net haben nach einem halben Jahr einen Job.

Das Schwierigste dabei, sagt Niemann, ist die Ausgangssituation der Partner: „Wenn man sich fragt, welche Partner brauche ich, dann glauben Gründer oft, sie könnten alles selbst. Doch jeder muss sich klarmachen, was er selbst kann und was nicht. Der erste Schritt zur Partnerschaft lautet: Erkenne Dich selbst. Das Einzelkämpfertum bringt nichts.“

Beziehungen sind also doch kalkulierbar – wenn man bei der eigenen Nase anfängt. Genau das ist die Substanz von Partnerschaften: Wer nicht in der Lage ist, sich selbst einzuschätzen und sein Können, seinen Wert an und für sich zu erkennen, der taugt auch nicht für Partnerschaften. Es geht nicht um Teams – jene überschätzten Ansammlungen von Menschen, die Verantwortung nur delegieren.

Wer sein Ich nicht erkennt, wird das Wir nie kapieren, und wer will, dass sich die Dinge ändern, muss Kooperationen suchen, Beziehungen aufbauen, selbst wo schon Hopfen und Malz verloren zu sein scheint – in Staat und Politik. Meinhard Miegel, der mit Gleichgesinnten im Mai die Plattform Bürgerkonvent gründete, setzt auf außerparlamentarische Organisation, ein Kernstück der Zivilgesellschaft, die bewusste, handlungsfähige und aktive

Bürger braucht. Warum tut man so etwas? „Politiker für letztklassig zu halten, ohne auch nur der geringsten Versuch zu machen, an diesem Umstand etwas zu ändern, das geht nicht“, findet er. „Viele von uns haben noch nicht gelernt, wie man in einer modernen Bürgergesellschaft zusammenlebt – wie man kooperiert.“ Doch der Kunde – der Bürger – ist König, weiß Miegel: „Das Volk, der Prinzipal, gibt seinen leitenden Angestellten, der Regierung, bisher nur diffuse Anleitungen. Partnern aber sagt man klar und deutlich, was man möchte.“

Die Kritik am nörglerischen Egoisten, der alles doof findet, teilt auch der Politiker Oswald Metzger. Die neuen Partner in Unternehmen und Politik, die es braucht, müssten „Manager des Gemeinwohls sein – das muss ein neues Selbstverständnis sein, die Definition von Handeln, ganz egal, ob es um Politik, Geschäfte oder die Gemeinde geht“.

Das Zutrauen, weiß Metzger, ist bereits da – und er teilt die Erfahrung vieler, die in den neuen rauen Zeiten auf der Suche nach Partnern, Hilfe und Unterstützung nicht mehr auf die kalten Augen der Erben von Piëch und Lopez treffen und auch nicht mehr auf die Besserwisser, die einst das Vertrauen ihrer Brüder und Schwestern im Osten missbrauchten. „Ich merke überall, dass die Leute enger zusammenrücken und sich nicht mehr damit zufrieden geben, sich von Problemen wegzudrehen – ob es Arbeitslose sind oder Menschen, die versuchen, die Zustände nicht so zu lassen, wie sie sind. Man redet wieder miteinander und nimmt andere ernst.“

Wahrscheinlich, glaubt Metzger, ist das nichts weiter als ein Selbstschutz: Denn Arbeitslosigkeit, Zusammenbruch, Konkurs, der schlagartige Verlust der materiellen Existenz, „kann heute jeden treffen, jederzeit. Die Menschen spüren dass – und sie sagen nicht mehr: Mich kann es nicht erwischen“. Vor nicht allzu langer Zeit wäre Metzger wohl nur ein dissidenter Abgeordneter gewesen, nichts weiter als ein Ex-Mitarbeiter, der an seinem Ex-Arbeitgeber herumnörgelt. Doch das Spiel funktioniert nicht mehr: So trifft Metzger auf den bundesweiten Touren für sein neues Buch „Einspruch!“ „unglücklich viele Menschen, die überhaupt nicht zu den klassischen Aussteigern gehören, sondern Einsteiger sind – die was tun wollen und können, und die wissen, dass es für sie ein ziemliches Risiko ist. Aber das macht sie mutiger und klarer für die Realität“.

Wer hätte das gedacht: Wir rechnen mit dem Schlimmsten und verlieren dabei Ängste und eine Menge Arroganz. Vielleicht geschehen dann auch Wunder: Wessis, die im Osten daran arbeiten, Vertrauen zurückzugewinnen – und sei es nur, um sich mit Menschen austauschen zu können, die gelernt haben, was es heißt, zu verlieren und wieder aufzustehen. Nicht nur in der DDR.

Der Blick könnte sich weiten – auf den Nächsten, auf mögliche Beziehungen, die das Alte nicht mehr brauchen. Selbst wenn alle Stricke reißen: Das Seil könnte halten.

Es hätte Wir-Qualität. - - - - |

